

Feldarbeit, etwas Viehzucht und die primitivsten Handwerke bilden die Beschäftigung der Colonisten. Junge Leute, welche höhere Schulen besuchen oder in den Handelshäusern und Gastlocalen der größeren Städte Dienst und Fortkommen gefunden haben, kehren fast nie in die Colonie zurück. Einzelne Colonien in der Nähe von Lemberg liefern fast ausschließlich die männliche Bedienung für Caffeehäuser und Restaurants, die aus den gemachten Ersparnissen sobald als möglich sich selbständig etablirt. Ebenso kehren die ausgedienten Soldaten nur selten in das Dorf zurück, indem sie schon wegen der Kenntniß der deutschen Sprache leicht ihr gutes Fortkommen in mannigfachen Anstellungen finden.

Von gemeinsamen Sitten und Gebräuchen der deutschen Colonisten ist angesichts der verschiedenen Herkunft derselben und der weiten Entfernung der einzelnen Colonien von einander natürlich nichts zu bemerken. Auch die Kleidung ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, doch ist für die Männer ein kurzer blauer Wamms und hohe Schaftstiefeln charakteristisch, während die Weiber sich von den Nachbarinnen durch farbige Strümpfe und leichte Jacken unterscheiden.

Die Sprache ist ein Gemisch von deutschen Mundarten, besonders tritt aber die alamannische Mundart, wenn auch vielfach verdorben und entstellt, hervor. Doch haben auch zahlreiche slavische Stämme und Wörter bei den Colonisten Aufnahme gefunden.

Von ihren Nachbarn werden die deutschen Colonisten freundlich behandelt und wegen ihrer guten Eigenschaften, auch wegen ihrer verhältnißmäßig höheren Bildung geachtet. Sie haben den Ruf von arbeitsamen, sparsamen und vorsichtigen, ja schlauen Männern, nur an wenigen Orten sind sie moralisch verkommen und dem Trunk ergeben.

Wenn diese Colonisation noch immer besteht und einzelnen Gegenden ein eigenenthümliches Gepräge verleiht, so kann doch angesichts der schwachen Entwicklung die hiermit verbundene Absicht als gescheitert angesehen werden. Das Werk der Assimilirung schreitet vorwärts; wo aber der Assimilirung confessionelle Hindernisse in den Weg treten, dort tragen die Heiraten unter einander zur langsamen Degenerirung bei.

## Die Juden.

Die jüdische Religion beherrscht und regelt durch zahllose Gebote und Verbote das Leben ihrer Gläubigen bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten, und die Vorschriften des Talmuds, welche auf die unantastbare Erhaltung der durch die Diaspora gefährdeten mosaïschen Religion abzielen, zwingen die Juden zu einer Lebensordnung und Lebensführung, die ihre Isolirung bewirken. In dieser Abgeschlossenheit, in dem engen communalen Zusammenhalten und Zusammenwirken aber liegt die wunderbare Widerstandskraft, welche Jahrhunderte schwerster Leiden und härtester Prüfungen überdauerte. Vorzugsweise gilt dies von den Juden

in Polen und Rußland, in Rumänien und Ungarn. Dort leben sie in großen compacten Mengen, eine Welt für sich bildend, als Nation mit eigener Sprache, die sie aus ihrer früheren deutschen Heimat mitbrachten, und eigener aus dem XIV. Jahrhundert ererbten und zähe beibehaltenen, durch Verjähmung ihnen fast religiös ehrwürdig gewordenen Tracht. Merkwürdigerweise ist die allgemein bei den Juden in den slavischen Ländern im Gebrauch stehende Umgangssprache die eines Volkes, das ihnen die schwersten Leiden zufügte und die so rigoros gehütete Tracht dieselbe, die ihnen vor etwa einem halben Jahrtausend aufgezwungen wurde! Sie besteht bei Männern aus Schuhen und Strümpfen, kurzen unterhalb der Knie gebundenen Hosen, einem langen schwarzen Kaftan mit Gürtel, einem Samtkäppchen, das auch im Schlafe nicht abgelegt wird, auf dem Kopfe, der beim Ausgehen mit einer hohen Pelzmütze nach Perserart bedeckt wird. Über diesen Kleidern trägt man bei feierlichen Anlässen im Sommer einen schwarzseidenen Talar, im Winter einen Pelz. Die Frauen tragen über dem knappen Kleide eine Spitzenschürze, auf der Brust ein rothes, goldgesticktes Plastron aus Atlas oder Sammt, um den Hals eine fältige Krause und auf dem kurzgeschorenen oder rasirten Haupte über farbiger Haube von tiefer Form eine Art Halbkrone aus Perlen und Edelsteinen. Diese ganze, bereits im Schwinden begriffene Tracht ist äußerst decent und möglichst unkleidjam.

Was noch wesentlich dazu beitrug die polnischen Juden in einer mumienhaften Starrheit zu halten, waren die culturellen Verhältnisse im Lande. Der gebildete Adel, der stets eine exceptionelle Stellung einnahm, hielt sich fern; der slavische Bauer ist unwissend; der geringe Bürgerstand verhielt sich aus Gründen des Erwerbes und der Concurrenz den Juden gegenüber feindlich, so daß diesen jede Anregung von außen wie jede innere Neigung fehlte, aus den zum Theile selbst gezogenen Schranken herauszutreten. In fortwährendem Kampfe mit dem Leben ruhten sie in der Idealwelt, in der Familie und Synagoge aus, betrieben mit großem Eifer das Studium von Bibel und Talmud, ohne die Befreiung des Geistes von den engen Fesseln anzustreben, während sich andererseits die Regierungen um die geistige Hebung der Juden nicht viel zu kümmern pflegten. So war es bis zur Regierungszeit Kaiser Josef II. Dieser edle Herrscher war bestrebt, die unter seinem Scepter lebenden Juden aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen; doch scheiterten manche der bestgemeinten Maßregeln an der Macht der Verhältnisse und an der Zähigkeit, mit der die galizischen Juden an den Herkömmlichkeiten festhielten, so daß nur das erreicht wurde, was sich durch äußere Nöthigung erreichen ließ. So wurden sie auch zur Annahme fester Familiennamen verhalten. Bis dahin machten sie sich durch Beisetzung des Namens des Vaters und zuweilen, zur genaueren Identificirung, auch des Geburts- oder Wohnortes kenntlich; wie: Abraham ben Jakob Saffower, das heißt Abraham der Sohn Jakobs aus Saffów.

Es war dies eine sehr unsichere Identität, da viele gleichen Namens im selben Orte lebten. Nach der kaiserlichen Verordnung sollten sich die Juden deutsche Namen beilegen; dies geschah zumeist durch Germanisirung der bisherigen Bezeichnung. Statt Ben-Zakob nannten sie sich nun Jakobsohn, Mendelsohn, Nathansohn; andere legten sich die Namen ihrer Geburtsstädte bei: Krakauer, Lemberger, Warschauer; noch andere ließen sich in ihrer Unbeholfenheit vom Conseriptionsbeamten ihm beliebige Namen beilegen, und so entstanden, je nach dessen Laune, Sympathie oder Antipathie die sehr verbreiteten Familiennamen Edelstein, Blumenthal, Saphir, Löwe, Dohs, Bär, Schaf, Langer, Kurzer. Die Regierung begann den Angelegenheiten der Juden und ihren Privatschulen einige Aufmerksamkeit zu widmen, ohne jedoch noch reformirend einzugreifen. Nach einem Berichte der aus Juden zusammengesetzten Judenthron in Lemberg<sup>1</sup> gab es daselbst im Jahre 1782 52 Privatschulen unter Aufsicht des Rabbiners; allein dies waren keine Schulen im gewöhnlichen Sinne, sondern einigermaßen geordnetere, in vier Klassen eingetheilte Cheders für Bibel und Talmud, mit ungeprüften und ungenügend bezahlten Lehrern, ohne feste Bezüge. Das Schulgeld war ungleichmäßig, es zahlten blos die Wohlhabenderen durchschnittlich im Halbjahre in der ersten Klasse 1 fl. 15 kr., in der zweiten 2 fl. 30 kr., in der dritten 4 fl. 30 kr. und in der vierten 8 fl. 30 kr. Außerdem bekamen die Lehrgehilfen jeden Tag in einem anderen Hause die Kost. Kinder armer Eltern, mittellose Waisenknaben, erhielten unentgeltlichen Unterricht, mitunter auch Verpflegung in den Talmud-Thoraschulen, die nur die untersten Klassen hatten. Die oberste Klasse wurde gewöhnlich blos von solchen erwachsenen Jünglingen besucht, die sich dem Gelehrten- oder Rabbinerstande widmen wollten. Jede Klasse wurde drei Jahre hindurch besucht. Die Unterrichtssprache war überall die hebräische. Eine modernere Art der Volksbildung suchte die Regierung des Kaisers Josef II. durch die Verordnung zu erreichen, daß nur solchen Paaren eine Heiratsconsens erteilt werden dürfe, die eine Volksschule absolvirt oder durch eine Prüfung beim Kreisamte ein gleichwerthiges Wissen nachgewiesen hätten. Diese weise Maßregel fruchtete jedoch wenig. Zur Giltigkeit einer Ehe bei Juden genügt die Trauung durch wen immer in Gegenwart von Zeugen; die Anwesenheit eines Rabbiners ist durchaus nicht nothwendig. So wird zumeist noch jetzt getraut und die galizischen Matrikelbücher strotzen infolge dessen von unehelichen Geburten, die jedoch nach jüdischer Auffassung vollkommen legitim sind. Und selbst jene, die eine auch nach staatlichem Rechte giltige Ehe eingehen wollten, ohne das vorchriftsmäßige Wissen im „Bne-Zion“, in der Rechtschreibung und in den vier Rechenpecies mitbringen zu können, ließen sich zumeist vor dem mit der Prüfung betrauten alten Kanzlisten oder Praktikanten vertreten, indem ein anderes, mit ihrem Namen zeitweilig belehntes Paar

<sup>1</sup> Dessen Mittheilung ich der Freundlichkeit des Universitätsprofessors Herrn Regierungsrathes v. Ziegler verdanke.

das Capitel aus der Religionslehre für sie hersagte und eine dreifellige Multiplication durchführte.

Die Erlösung mußte von innen kommen und nur die Zeit konnte, unter mittelbarer Einwirkung des erleuchteten Moses Mendelssohn, in das geistige Ghetto der galizischen Juden Bresche legen. Erst gegen das zweite Viertel dieses Jahrhunderts begannen sich die Bergspitzen zu röthen und der werdende Tag seine ersten Strahlen niederzusenden. Muthige und sich berufen fühlende Männer, die sich für ihre Mission im Stillen vorbereitet hatten, traten mit dem Lehrbuch in der Hand auf den Plan, den Excommunicationen der Rabbiner und dem Galloß der finsternen Menge trogend. Perls und Rappaport, Erter, Krochmal und Schorr begannen schrittweise das Werk der Reform und die erste, öffentliche, deutsch-israelitische Volksschule entstand in Tarnopol, später die jüdische Realschule in Brody, dann wurden, wenn auch in sehr langsamem Tempo, in anderen größeren Städten confessionelle Schulen aus jüdisch-communalen Mitteln errichtet. Allein da diese Mittel sehr spärlich waren, konnte das Cheder nicht verdrängt werden, gegen welches erst in neuester Zeit die segensreichen Stiftungen des großen Philanthropen, des seinem Volke zu früh entriessenen Freiherrn Moritz v. Hirsch, den siegreichen Kampf aufnahmen, indem mit einer Dotation von eilf Millionen Francs, die Baron Hirsch speciell zu diesem Zwecke widmete, bis jetzt 35 jüdische Volksschulen in Galizien errichtet und fünf schon vorhandene zum Zwecke der Vergrößerung subventionirt wurden.

Kaum aber begann es zu tagen, kaum begann man die alten Ruinen abzutragen, als sich die frischen Keime der Bildungs- und Lernbegierde der Juden zeigten. Nirgends finden sich so viele Autodidakten als eben unter den polnischen Juden und man staunt zuweilen, in dem einfachen, unscheinbaren Manne, der noch in seiner langen Kutte steckt und seine Stirnlocken trägt, ein selbstangeeignetes profundes Wissen zu finden, das er sich im Hause seiner bigotten Eltern, die jedes profane Studium verdammt, verstoßen, in späten Nachtstunden mühselig erworben! Natürlich ist es kein systematisches, schulmäßiges Wissen, das sich diese auf sich selbst angewiesenen jungen Leute aneignen, die, kaum des Lesens kundig, Schiller zur Hand nehmen, dessen wohlklingendes Pathos sie anheimelt, oder die philosophischen Schriften Mendelssohns und sogar Kants „Kritik der reinen Vernunft“ studiren. Aber die Söhne dieser Männer dürfen schon die Schule besuchen und einen regelrechten Unterricht genießen! Das erste Buch, nach dem der Autodidakt greift, ist ausnahmslos ein deutsches, weil ihm diese Sprache vermöge des jüdisch-deutschen Idioms zugänglicher ist, überdies das Deutsche ihm Alles, was europäisch ist, Cultur, Kunst, Fortschritt bedeutet. In den Zeiten des Absolutismus und Centralismus war ja die deutsche Sprache die Schul-, Staats- und Gesellschaftssprache. Erst die jüngere Generation beginnt, namentlich in den größeren Städten, sich dem Polenthume



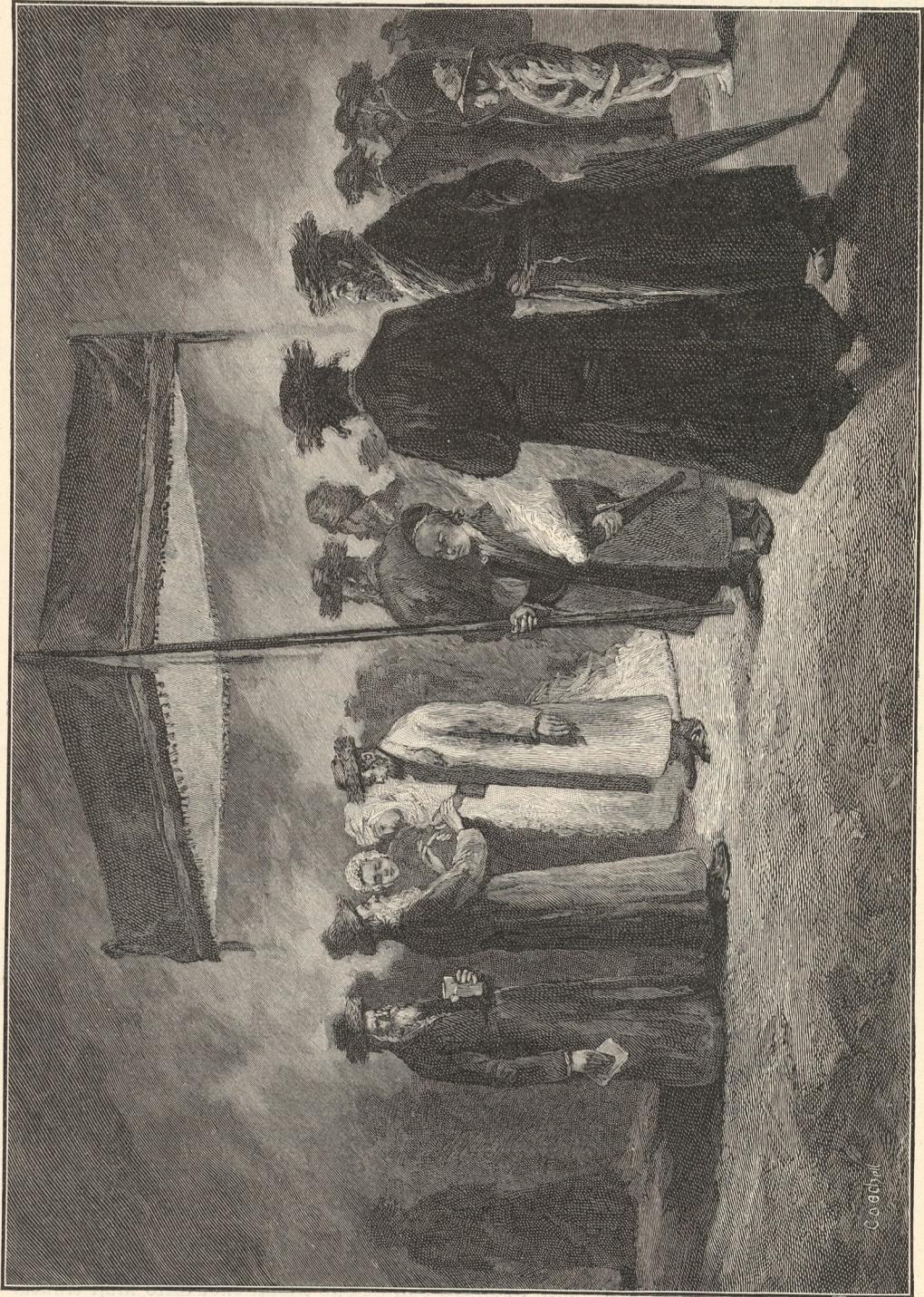
Rabbiner (Tracht der polnischen Juden überhaupt).

zu assimiliren, ohne sich jedoch von deutscher Sprache und Bildung zu entfernen. Aber nicht die jungen Männer allein sind es, welche sich bilden und nationalisiren, Kunst und Wissenschaft mit Eifer und Erfolg pflegen und thatkräftig in die schwere Arbeit des Lebens eingreifen — auch der weibliche Theil rafft sich aus dem früheren lethargischen Zustande auf, um sich erwerbsfähig und unabhängig zu machen. In alten

Zeiten hatten die jüdischen Mädchen nichts gelernt, als hebräisch lesen, beten und rituell kochen. Die sorgsamten Mütter hüteten die heranwachsenden Töchter innerhalb der vier Pfähle, und der Übergang von der Kindheit zu den ehelichen Pflichten, die schon im 15. oder 16. Lebensjahre einzutreten pfliegen, war ein so rascher, daß das Mädchen auch sonst nichts lernen konnte. Jetzt, unter dem Einwirken des Zeitgeistes, der auch über Galizien aufstieg, begannen die Töchter den Söhnen nachzueifern, deutsch und polnisch, nähen, stricken und sticken und die Art des modernen Lebens zu lernen und zu lehren und während in früheren Zeiten die Mädchen aus dem Volke, unbeholfen und unselbstständig, sich frühzeitig in das Joch der Ehe einspannen ließen, verkümmerten und rasch verwelkten, findet man jetzt viele in unabhängiger Stellung, im Selbsterwerbe als Handarbeiterinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen und Verschleißerinnen, die erst im reiferen Alter, lebensklug und erfahren, mit einem selbsterparten Nothpfennig in die Ehe treten.

Diese aus den Traditionen ihrer Väter getretenen, von der Cultur geschliffenen und aus den früheren Ghetti ins moderne Leben übersiedelten Juden, die auf gleichem Niveau mit ihren christlichen Landsleuten im Kampfe um das Dasein stehen und als Ärzte, Advocaten, Beamte, Techniker, Gutsbesitzer und Industrielle ihre Bedürfnisse erwerben, gehören nicht in den Rahmen unserer Schilderung, denn sie haben das Charakteristische des alten Judenthums abgestreift, mit dem sie nur noch die Gemeinsamkeit der Abstammung, die Grundlehren des Glaubens und einige religiöse Gebräuche verbinden. Unser Bild schildert die große Mehrheit der galizischen Juden, die, wie fossile Überbleibsel alter Zeiten, in streng religiös-nationaler Abgeschlossenheit, nach Väterweise und frommer Tradition leben und die von Zeit und Geschichte, deren ferne Brandung sie kaum hören, nicht berührt werden.

Das öffentliche Leben des orthodoxen Juden beschränkt sich auf seine Cultusgemeinde, die ihm am nächsten geht, weil hier alle Fragen gelöst werden, die sein religiöses Gewissen berühren. Hier wird der Rabbiner gewählt, der Richter bestellt, der Schächter aufgenommen und der Vorbeter für die Gemeinde angestellt, die Synagoge und das Bad verwaltet, das im rituellen Leben des Juden und der jüdischen Frau eine große Bedeutung hat. Hier werden durch den selbstgewählten Vorstand die Cultussteuern umgelegt und eingehoben, die Matrikelbücher geführt und alle jene Functionen, die in der Commune sonst vom Vorstande und dem Pfarramte durchgeführt werden, besorgt. Dem Vorstande anzugehören, ist eine große Auszeichnung, der Rabbinerposten ein Adelsbrief. Es ist der Ehrgeiz reicher Leute, ihre Kinder mit den Kindern von Rabbinern zu verheiraten, wenn sie auch mittellos sind. Es kommt auch häufig vor, daß wohlhabende Juden mit talmudischen Kenntnissen unentgeltlich den Posten eines Rabbiners bekleiden, um die Kinder besser versorgen zu können. An der Seite des Rabbiners, welcher das Gewissen und der geistliche Hirte der Cultusgemeinde ist, steht in hervorragender Stellung ein Adlatus, der „Religionsweiser“,



Eine Trauung.

ein Mann von vielem talmudischen Wissen und großer Religiosität, Theolog und Jurist zugleich. Er muß alle Bestimmungen, Entscheidungen und Judicate, welche in den 102 Traktaten der Mischna und Gemara, sowie im Gesetzescompendium „Schulchen-Aruch“ enthalten sind, nebst den zahllosen Commentaren genau kennen und sie auf alle Verhältnisse des Lebens, in denen man sich an ihn wendet, anwenden können. Er ist Richter und Geistlicher; er entscheidet kurz und endgiltig über alle mündlich vorgebrachten rituellen Fragen und commercielle Streitigkeiten ohne viele Kosten, Schreibereien und Zeitvergeudung und diese Entscheidung wird von den Betheiligten respectirt. Seine Hand glättet den Unfrieden in der Ehe oder löst den Knoten; er schlichtet den Streit zwischen Geschäftsfreunden; er überwacht die Schächter und Fleischbänke, die Erzeugung des Osterbrotcs, entscheidet über die Genießbarkeit von Nahrungsmitteln, bei denen rituelle Bedenken aufsteigen, und steht mit dem reichen Schatze seines Wissens jungen Ehefrauen in delicaten Fragen als Gewissensrath zur Seite. Ihm und dem Rabbiner steht bei wichtigen Entscheidungen ein Assessorencollegium zur Seite, Alle gelehrt, Alle orthodox, Alle schlecht bezahlt.

Eine nicht ganz bedeutungslose Gemeindefigur ist der Synagogendiener, welcher bei allen traurigen oder freudigen Anlässen religiösen und rituellen Charakters functionirt, gleich den türkischen Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft, den Eintritt des Sabbats verkündet, zur Betheiligung an den Leichenbegängnissen hervorragender Personen öffentlich aufruft, die Ordnung im Bethaus beaufsichtigt, die Gold- und Silbergeräthe, sowie die Brokatportieren der Bundeslade aufbewahrt und die erforderlichen Anschaffungen besorgt.

Die in der Gemeinde, außer im Gottesdienste, herrschende Sprache ist der jüdisch-deutsche Jargon, eine Sprache mit eigener, sehr kurzer, von rechts nach links gehender Schrift, aber ohne regelmäßige Formenbildung und von willkürlicher Syntax, in welche viele hebräische, slavische und romanische Wörter, oft corrumpt eingestreut sind und in der man altdeutsche Benennungen findet, die in der Umgangssprache nicht mehr gebräuchlich sind, wie: Schwäher für Schwiegervater, Seiger für Uhr, Lailach für Leintuch, Mad für Jungfrau, Schnur für Schwiegertochter. In manchen von Juden dichtbevölkerten Ortschaften, wie Brody, Kolomea, Tarnopol, bedienen sich sogar viele Christen in ihrem Verkehre mit den unteren Schichten der Juden dieser Sprache. Es gibt absolut keinen Juden, der nicht lesen und selten einen, der nicht schreiben könnte. Die gelehrten Talmudisten stehen in hohem Ansehen und bilden den Adel, zu dem die Geldaristokratie nicht hinanreicht. Diese Männer, zu denen ihre frommen Glaubensgenossen in Verehrung emporblicken, enthalten sich in der Regel jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sie vom Studium und Gebet ablenken würde, denen sie ihr Leben weihen und das größte Lob, das ihnen gespendet wird, ist, wenn man ihnen nachsagt, daß sie das circulirende Geld nicht kennen.

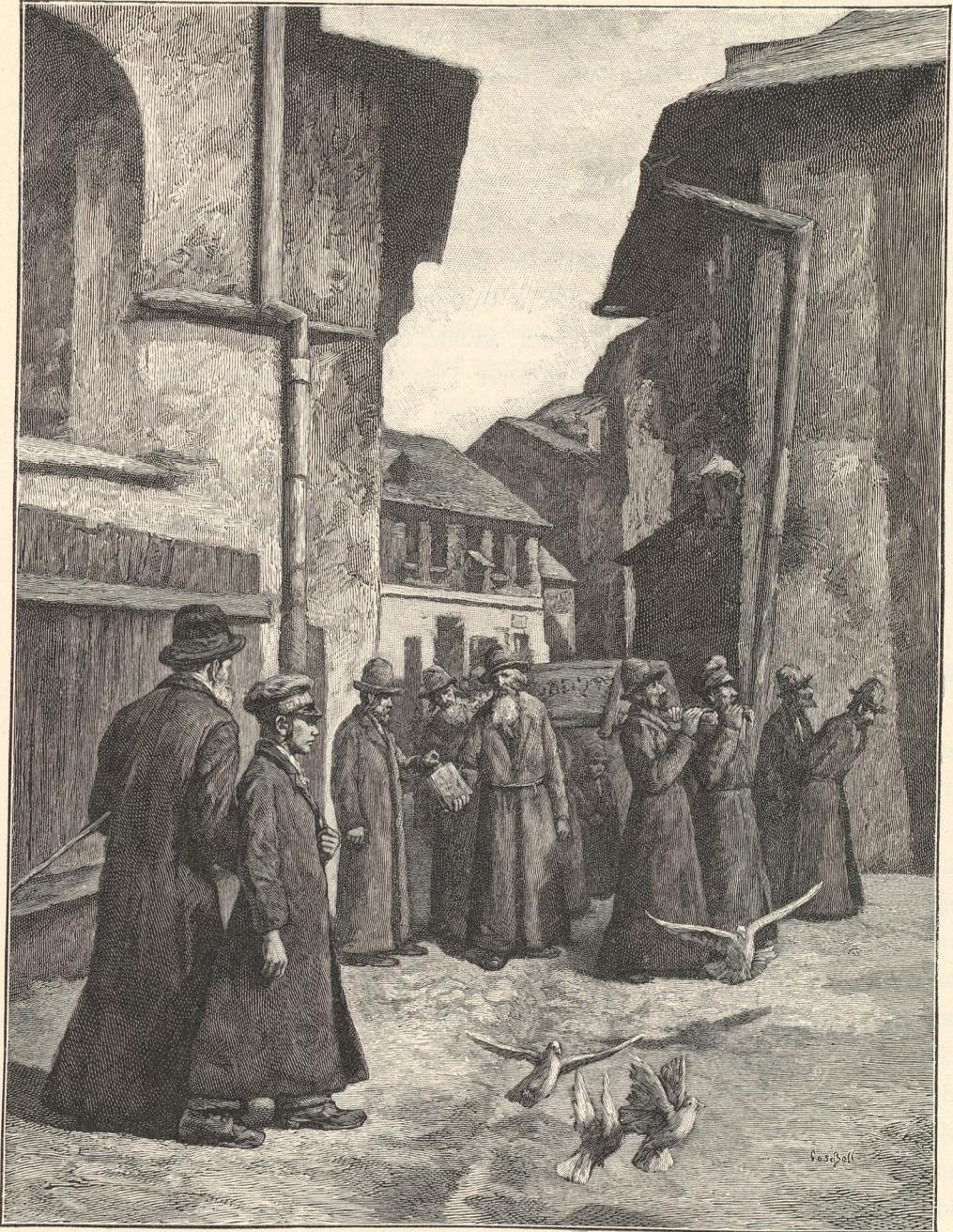
Sie repräsentiren das alte Judenthum in seiner Ursprünglichkeit, sie sind die Hüter und Wächter der vom Talmud aufgeworfenen Verhaue und Schutzgräben, die es vor fremder Berührung und Beeinflussung bewahren sollen; sie sind die Männer, die heute noch, wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten, für ihre Glaubenslehre den Scheiterhaufen besteigen würden. Das Gotteshaus ist ihre ganze Welt und in stiller Klause wühlen sie unermüdtlich in den Katafomben vorzeitlicher Weisheit nach ethischen, metaphysischen und kabalistischen Schätzen. Der Wechsel der Zeiten und Verhältnisse vollzieht sich außerhalb ihres Gesichtskreises; für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie sorgt dann die Frau, mitunter die Gemeinde oder einzelne fromme Wohlthäter.

Selbstverständlich führt nur ein kleiner Theil der jüdischen Bevölkerung Galiziens ein beschauliches, dem Talmudstudium und der Mystik geweihtes Leben. Die meisten suchen ihren Erwerb im Handel, im Handwerk, in der Bewirthschaftung gepachteter oder erworbener Felder, in der Ausrodung von Wäldern, als Gastwirth und Schänker oder auch als Factoren auf Edelhöfen, wo sie die Geschäfte ihres Patrons besorgen, seine Käufe und Verkäufe vermitteln, Darlehen durchführen und eine oft durchs Leben dauernde Vertrauensstellung einnehmen. Moderne Phönizier, unternahmen die galizischen Juden schon in alten Zeiten, bevor noch die Eisenbahnen erfunden, als die Fahrstraßen noch im kläglichsten Zustande und unsicher waren, weite Reisen in Länder, die man allerdings jetzt in zwei bis drei Tagen erreicht, wohin man damals jedoch Wochen mühseliger Fahrten brauchte, um die Rohproducte der Heimat, Felle, Wolle, Talg, Honig, Wachs, Roßhaare, Schweinsborsten und Rauchwaaren zu verkaufen und westeuropäische Fabrikate einzuhandeln. Eine solche Reise war nicht nur schwierig und langwierig, sondern auch gefahrvoll, erheischte viele Zurüstungen und einen karawanenweisen Aufbruch der in eigenen Wagen mit Bedienung reisenden Kaufleute, die zumeist große Summen baren Geldes mit sich führten. Diese Vorbereitungen pflegten längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Die Hausfrauen sorgten für haltbaren Mundvorrath, da die Männer nicht überall rituell zubereitete Kost vorfanden, nähten die holländischen Ducaten in den weiten Leibrock, füllten kleine Fäßchen mit starkem Branntwein und süßem Meth, versahen das mitzuführende Bettzeug mit frischen Überzügen und ergänzten die freilich sehr primitive Garderobe, während die Männer sich um eine möglichst zahlreiche Reisegeellschaft und möglichst viele Kauf- und Verkaufsaufträge umsahen. Die Trennung von der Familie war, angesichts der Gefahren, denen man entgegenging, schwer und thränenreich, und gewöhnlich hinterließ der Mann seiner Frau einen nach rabbinischen Gesetzen abgefaßten Scheidebrief, der es ihr gestattete, ohne langes Warten wieder zu heiraten, wenn der Gatte verschollen bleiben sollte, ohne daß sein Tod constatirt werden könnte. Vom Segen der Rabbis begleitet, reisten dann die Kaufleute für Monate in die entlegene Fremde,

blieben aber, wenn das Geschäft es forderte, wenn Kaufs- oder Verkaufsordres ihnen nachgeschickt, neue Waarensendungen an sie gemacht oder von ihnen gefordert wurden, wohl auch jahrelang weg, mittlerweile das Regiment im Geschäfte und in der Familie ihren Frauen überlassend. Es kam vor, daß während der langen Abwesenheit des Vaters die Kinder heranwuchsen und denselben kaum mehr kannten; daß er, von westlicher Cultur gestreift, bei seiner Rückkehr fremd im eigenen Hause war und daß das Leben hier, dem er entwöhnt geworden, nicht mehr seinen Anforderungen und seinen Anschauungen entsprach. Im alten Heim nicht mehr heimisch, pflegte er alsdann gerne ins freiwillige Exil zu gehen, um höchstens einmal zur Oesterzeit oder zur Hochzeit eines Kindes auf wenige Tage wieder zu kommen.

Der Hauptstapelplatz des galizischen Handels war die hart an der Reichsgrenze gegen Rußland gelegene, zum weitaus größeren Theile von Juden bewohnte Stadt Brody, welche auch in Würdigung ihrer hervorragenden Vermittlerrolle und zur Förderung des internationalen Verkehrs vom Kaiser Josef II. im Jahre 1779 ein Freihandelsprivilegium erhielt, das nach hundertjährigem Bestande, in Folge Drängens der russischen Regierung und der Anfechtungen seitens der österreichischen Industriellen, welche sich durch diesen Freihandel verkürzt glaubten, aufgehoben wurde. Die größte Bedeutung hatte dies Privilegium und die Brodyer Vermittlung zur Zeit der napoleonischen Continentsperre, da zu dieser Zeit jene großen Waarenquantitäten, welche sonst den Seeweg zu nehmen pflegten, über Land gehen mußten. Dieser kolossale Verkehr, der Brody für viele Jahre eine hervorragende Stellung unter den bedeutenderen Handelsplätzen und einen großen Wohlstand verlieh, dauerte bis zum Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft, somit von 1806 bis 1814. Eine ähnlich günstige Periode für diese galizische Handelsstadt trat zur Zeit des Krimfeldzuges ein, wo sämtliche russische Häfen von den alliirten Westmächten blockirt waren und der Waarenverkehr zwischen Rußland, Oesterreich und Deutschland den Landweg über Brody nahm. Der durch die internationalen Handelsverbindungen bedingte Verkehr mit dem Auslande bewirkte, daß es in der jüdischen Bevölkerung dieser Stadt, namentlich seit dem Regierungsantritte Kaiser Josefs, allerdings nur allmählig, zuerst zu dämmern begann.

Trotzdem aber lagern noch tiefe Nebel in den Niederungen der jüdischen Bevölkerung Galiziens, in denen jeder Fortschritt ein Abweg ist und der Glaube den Aberglauben erzeugt. Noch immer werden am Bette der Wöchnerin, an den Thüren, Fenstern und am Kamin ihrer Stube mystische Zettel angebracht, welche böse Geister, Hexen, Zauberer beschwören und von Mutter und Kind abhalten sollen; noch immer löscht man brennende Kohlen unter Formeln, um die Wirkungen eines Schreckens oder eines bösen Blickes aufzuheben; durchmisst man die Friedhöfe mit Fäden, die dann als Dochte zu der Synagoge geweihten



Ein Leichenbegängniß.

Kerzen verwendet werden, um eine Krankheit abzuwenden; belegt man einen mit dem Tode ringenden Menschen mit einem neuen Namen, um den ausgesandten Todesengel von der Spur seines Opfers abzulenken; ruft man auf den Gräbern die Fürsprache der Todten an, wenn eine Gefahr droht; kreiidet man die Façaden der Häuser, um einer grassirenden Seuche den Eintritt zu wehren und feiert eine Hochzeit auf dem Gottesacker, wenn die Epidemie, ungeachtet all dieser Mittel, noch immer nicht weichen will. Sehr verbreitet ist der Glaube an die Wunderrabbis. Das sind nicht die an den Gemeinden wirkenden, offiziell bestellten und mit einem statutarisch bestimmten Wirkungskreis umgebenen Rabbiner, sondern Männer, die vermöge ihrer dynastischen Abkunft oder ihrer Frömmigkeit dafür gelten, in persönlichen Beziehungen zu Jehova zu stehen und durch ihre Fürbitte Wunder wirken zu können. Kranke, von den Ärzten aufgegeben, schleppen ihre siechen Leiber in die kleinen, entlegenen Orte, wo die Heiligen wohnen, um ihren Segen zu erflehen. Blinde erwarten von ihnen ihr Augenlicht, Lahme den Gebrauch ihrer Glieder, unfruchtbare Ehen Nachkommenschaft, Kaufleute die Prosperität ihrer Unternehmungen. Jeder bringt eine Gabe und nimmt eine Hoffnung mit. Namentlich zur Zeit des jüdischen Neujahres und des Versöhnungstages finden förmliche Wallfahrten zu diesen Wundermännern statt, die nicht als Betrüger bezeichnet werden können, weil sie dem Hilfesuchenden nichts versprechen, als für ihn zu beten. Die Gläubigen, die zu den Wunderrabbis halten, gehören zumeist zu der Secte Chasidim; fanaticisch und wild wie die Derwische, tanzen, springen und schreien sie beim Beten ebenso und sind nicht minder intolerant; sie beten mehr und fasten mehr, als vorgeschrieben ist.

Einen diametralen Gegensatz zu diesen Hypertalmudisten bildet eine andere um 800 n. Ch. von Anan gegründete Secte, die Karaiten, welche in der Krim zahlreich leben, in der Felsenfestung Sufat-Kalai ihren Hauptsitz haben, mit den Chazaren nach Polen kamen und sich in Galicz, welches in alter Zeit seinen eigenen Fürsten hatte, niederließen, wo sie Handwerke und Ackerbau treiben. Diese Secte, ein kleiner Ast vom großen Judenstamme, verwirft vollständig die Vorschriften des Talmuds, befolgt dagegen mit noch größerer Genauigkeit, als selbst die frömmsten Rabbiniten, jene der Bibel, und zwar derart buchstäblich, daß dem Verbote, Samstag Feuer zu machen, dadurch entsprochen wird, daß sie weder Licht anzünden, noch selbst bei größter Kälte heizen, während die Rabbiniten im Gegentheile Freitag abends möglichst viele Kerzen anzünden und im Winter an Samstagen ganz besonders behaglich warm machen lassen. Auch bezüglich der Speisegesetze, der Fasten und der Feiertage halten sich die Karaiten blos an die Bestimmungen der Bibel. Sie führen sonst das Leben des Landmannes, dessen Tracht sie auch tragen und von dem sie sich blos durch größere Sauberkeit und den Bart unterscheiden. Untereinander sprechen sie tartarisch, sonst ruthenisch. Ihr Bethaus ist klein

und einfach, ihr Leben streng sittenrein; niemals kommen sie mit den Landesgesetzen in Conflict und ihres vorwurfsfreien Lebens wegen wurden sie in Rußland von der Czarin Katharina II. und in Galizien von der Kaiserin Maria Theresia durch besondere Privilegien ausgezeichnet, an denen auch die späteren Regierungen nicht rüttelten; auch entgingen sie all den Verfolgungen, welche die anderen Juden so schwer trafen, und den Sondersteuern, mit denen diese belegt wurden.

Begleiten wir nun den Juden durch alle Phasen des Lebens bis dorthin, wo das ewig ungelöste Räthsel des menschlichen Daseins ruht.

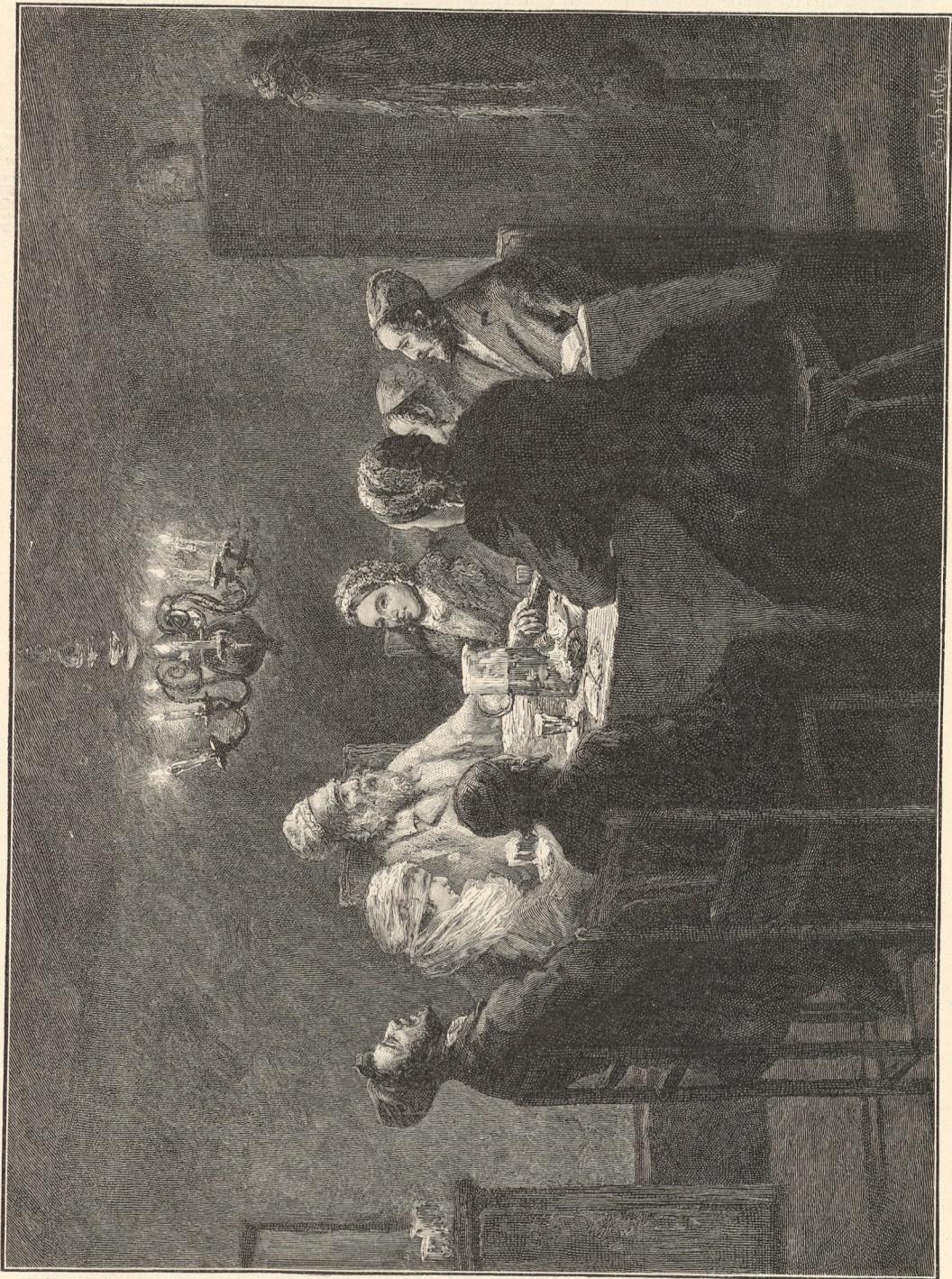
Die Geburt eines Mädchens ist nur eine halbe Freude, wie überhaupt die Frau blos als ein halber Mensch gilt; verrichtet doch jeder Jude jeden Morgen das Dankgebet, daß er nicht als Frau geboren! Großen Jubel dagegen ruft das Erscheinen eines männlichen Sprößlings hervor, der da der Erbe des Namens, der Gottesfurcht des Vaters und der Förderer des Seelenheils der Eltern nach ihrem Tode sein soll. Große Vorbereitungen werden getroffen und zahlreiche Einladungen erlassen zu der acht Tage nach der Geburt stattfindenden Beschneidungsfeier. Dieselbe wird unter vielen Förmlichkeiten gemeiniglich in der Synagoge von Juden durchgeführt, die sich die Eignung hiefür erworben haben und einen reinen Lebenswandel führen. Nach erfolgter Aufnahme in den Verband des Judenthums erhält das Kind den Namen eines heimgegangenen Verwandten und wird durch den Vorbeter eingesegnet. Zu Hause werden die Gäste und Gratulanten mit Süßigkeiten, Wein und Branntwein bewirthet und der Wöchnerin werden, ist sie wohlhabend, Delicatessen, ist sie arm, Geld oder Spezereienwaaren zugesendet.

Schon im zarten Alter, gewöhnlich im vierten Lebensjahre, werden die jüdischen Knaben in eine, allen Regeln der Pädagogik und der Hygiene hohnsprechende Lehranstalt — Cheder — geschickt, wo sie vom Lehrer und seinem Gehilfen — Behelfer — vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Lesen der hebräischen Quadratschrift und im Beten unterrichtet werden. An diesem Unterrichte nehmen auch Mädchen theil, welche jedoch den Knaben nicht mehr folgen, wenn sie aus dem unteren in das höhere Cheder vorrücken, wo sie Unterricht in den Büchern Moses und der Propheten erhalten, um dann die höchste Lehranstalt, das Talmud-Cheder, zu beziehen, wo sie meist bis zur frühen Hochzeit bleiben und manches lernen, das lieber der Vergessenheit anheim fallen sollte. Der Übertritt der unteren in die mittlere Kategorie, nämlich der Beginn des Bibelunterrichtes, wird solenn begangen. Für den betreffenden Samstag werden Verwandte und Bekannte eingeladen, den hoffnungsvollen Jungen zu hören, wie er, auf einem Tische stehend und mit einem goldgestickten Sammtkappchen bedeckt, die ersten Bibelworte „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ in der Ursprache vorträgt. Jeder der Geladenen bringt irgend eine Gabe, Taschenuhren, Taschenmesser, Taschentücher, hebräische Bücher,

kleine Eßbestecke, Münzen aus Silber und Gold und wird mit Süßigkeiten und Meth bewirthet. Auch die Lehrer werden beschenkt.

Eine zweite ernstere Feier im Leben des Knaben ist die Confirmation — das Bar-Mizwa — beim Eintritt in das 14. Jahr, von wo ab er allen religiösen Pflichten eines Erwachsenen unterliegt und bei allen religiösen Handlungen, zu denen die Anzahl von zehn Theilnehmern erforderlich ist, mitzählt, beten, fasten und an jedem Morgen die Tefilin anlegen muß. Tefilin oder Phylakterien sind Gebetriemen, an denen kleine, steife, lederne Würfel befestigt sind, welche auf Pergamentstreifen das mosaische Glaubensbekenntnis enthalten und während des Morgengebets — Samstag und Feiertag ausgenommen — auf der Stirne und am linken Arme befestigt werden. Der zum Jüngling gewordene Knabe wird zur Thora aufgerufen, vom Rabbiner eindringlich ermahnt, den Lehren Moses und den talmudischen Vorschriften treulich nachzukommen und von den zu einem Schmaus im Hause der Eltern geladenen Gästen beschenkt. Nun naht die Zeit, wo für den reisenden Jüngling eine Lebensgefährtin zu suchen ist. Glücklicherweise gibt es bei den Juden eine Institution, die auch anderweitig viele Nachahmung fand, den Schadchen. Dieser Heiratsvermittler führt genaue Verzeichnisse aller heiratsfähigen jungen Leute im Orte und außerhalb desselben, das Alter, die Familie, Bildung, Vermögensverhältnisse und Ansprüche derselben enthaltend. Er ist ein gern gesehener Gast, wo erwachsene Mädchen blühen und reich an Vorschlägen, da er eine große Auswahl verschiedener Qualitäten in Vorrath hat. Er weiß den Eltern bestechende und einschmeichelnde Vorschläge zu machen, Schwierigkeiten zu überwinden, Bedenken zu besiegen, Verhandlungen mit diplomatischer Geschicklichkeit zu spinnen und so zwei Familien, die einander nicht kannten, in verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen, wofür er ein dreiprocentiges Honorar von der beiderseitigen Mitgift bekommt. Zu einer solchen Verbindung wird in bigotten Häusern der Geschmack der jungen Leute fast niemals befragt, die oft erst nach der Abmachung von ihrer Verlobung erfahren, und doch sind die meisten Ehen glücklich, weil sie in sehr jugendlichem Alter geschlossen werden, wo die Charaktere sich noch nicht krystallisirt haben und sich daher leicht assimiliren können. Für unglückliche Paare gibt es übrigens ein bequemes Ausfallsthor: die Scheidung.

Das Hochzeitsfest wird gewöhnlich im Elternhause der Braut, die Trauung vor der Thüre der Synagoge unter freiem Himmel begangen. Lebte das Brautpaar nicht im selben Orte, so findet die Hochzeit in einem auf halbem Wege gelegenen Wirthshause statt, wohin von beiden Seiten lange Leiterwagen die Gäste, Musik, Getränke und Mundvorräthe bringen. Galizische Gasthäuser an der Landstraße sind nicht gerade Schweizer- oder Rhein-Hotels, genügen aber den bescheidenen Ansprüchen jener Menschen, die so wenig im Sonnenschein des Lebens zu wandeln gewöhnt sind, daß sie jeden lichten Moment im



Der Abend.

trüben Einerlei ihres Daseins wie ein Glück erhaschen. Der weitläufige hölzerne Bau zerfällt in zwei Hälften, die durch den ungedeckten Corridor und den Stall von einander geschieden sind. Auf der einen Seite wohnen der Bräutigam mit den übrigen Männern der Hochzeitsgesellschaft, während die zweite Hälfte die Braut und den weiblichen Theil beherbergt. Ein wahrer Hergensabbath ist nun in diesen sonst stillen Räumen los; man schreit, flucht, zankt, singt, lacht, trinkt; Fuhrleute und Musikanten, bis zum Exceß betrunken, erhöhen noch den betäubenden Lärm, den erst der Beginn der feierlichen Handlung zum Schweigen bringen kann. Alle anwesenden Frauen beschäftigen sich mit der jungen Braut und ihrer Hochzeitstoilette. Das Haar, welches später durch die Scheere fallen soll, wird zum Zeichen der Unschuld mit weißer Seide durchflochten und mit Zuckermehl bestreut, welches eine süße Zukunft bedeuten soll. Mitten in der Stube sitzt die zu so ungewohnter Wichtigkeit erhobene, fast kindliche Braut, von einem geschäftigen, weiblichen Hof umgeben, gesenkten Blickes den Bräutigam erwartend. Dieser erscheint, von zwei Männern geleitet, in schwarzseidener Kutte, die Zobelmütze auf dem von zwei langen Locken gezierten Haupte und legt über das Gesicht der Braut eine breite, schwere Binde, auf daß sie von nun ab für andere Männer erblinde. Nach dieser Verschleierung — Bedecken — kehrt der Bräutigam in die Männerstube zurück, während die Frauen ihm unter Lachen Hopfen nachwerfen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Nun wird ein Baldachin aufgerichtet, unter welchem der mit einem weißleinenen Kittel bekleidete Bräutigam, nebst seinen zwei, brennende Wachskerzen haltenden Beiständen, Aufstellung nehmen. Wie die alten Egypter die Mumien ihrer Vorfahren zu ihren Festen mitzubringen pflegten, um im Jubelrausche an den Tod erinnert zu werden, so bekleiden sich die Juden bei ihren größten Feierlichkeiten und festlichsten Handlungen mit dem Todtenkittel, der sie an die Vergänglichkeit irdischen Glückes mahnen soll. Der Vorbeter singt mit seinem Chor den Willkommgruß und die zwei Fackeltragenden holen in feierlichem Schritt die von zwei verheirateten Frauen geführte verschleierte Braut ein, um sie dem ihrer harrenden Bräutigam zuzuführen. Siebenmal umkreist die von den Beiständen geleitete Braut den zukünftigen Gatten, während der Chor jubelnde Weisen vorträgt. Dann wird es stille. Der Trauende — nach jüdischen Gesetzen kann es wer immer sein — übergibt dem jungen Manne einen goldenen Reifen und sagt ihm langsam, Silbe vor Silbe, die von dem Bräutigam während der Aufsehung des Ringes zu wiederholenden Worte vor: „Sei mir angetraut durch diesen Ring nach den Gesetzen Moses und Israels!“ Es findet kein Austausch von Ringen, keine gegenseitige Versicherung ehelicher Treue statt. Die Frau wird durch den Ring erworben und der Mann hatte früher das Recht, in polygamischer Ehe zu leben, wenn seine Verhältnisse ihm dies gestatteten. Dieser Polygamie hat erst im 13. Jahrhundert der große Bann autoritativer Rabbiner ein Ende gemacht. Nun wird ein in aramäischer Sprache, nach unabänderlich

fechter Schablone verfaßter Ehevertrag verlesen und dies juridisch werthlose Document der jungen Frau übergeben. Hierauf zerbricht der Bräutigam durch einen kräftigen Fußtritt einen kleinen Glaskelch, dessen Scherben abermals an die Hinfälligkeit menschlichen Glückes mahnen sollen, dann nippen die beiden jungen Gatten vom gesegneten Wein und die Ceremonie ist zu Ende. Das Paar, welches bis jetzt gefastet, zieht sich zu einem kurzen Imbiß zurück, während die Gäste bewirthet werden. Abends werden den Neuvermählten Geschenke überreicht, dann findet ein Festessen statt, bei dem ein Schalksnarr — Marschalik — die Gäste durch gereimte und ungereimte Boten und pikante Spässe im jüdischen Jargon unterhält. Am Tanze nehmen gewöhnlich blos Frauen und Mädchen theil und wenn selbst Männer mittanzen, so geschieht es ohne Berührung der Tänzerin, die ihr Partner mittels eines Tuches führt, von welchem er den einen und sie den andern Zipfel hält. Die Bewegungen sind decent, aber einförmig und gleichmäßig, wie die eines Perpendikels, dabei lärmt jedoch die Musik mit Pfaue und Trompete, als sollten die Tanzenden die Erde zerstampfen.

Weniger ceremoniös hingegen wird die Lösung einer Ehe vollzogen, zu welcher der Mann allein berechtigt ist. Der nach einem feststehenden, unabänderlichen Texte geschriebene Scheidebrief kann vom Gatten persönlich oder auch durch einen Boten im Beisein zweier jüdischer Zeugen übergeben werden. Mit dem Momente der Übergabe ist die Ehe gelöst; der Mann kann sofort, die Frau nach drei Monaten wieder heiraten. Weigert sich die Gattin den Scheidebrief anzunehmen, so kann seine Verbringung auch durch List geschehen. In einem Briefe, einem Pakete, in der Tasche eines Kleides liegt das verhängnißvolle Document, sie greift arglos danach, die bestellten Zeugen rufen: „Du bist geschieden!“ Und es ist vollbracht! So war's wohl noch in jenen grauen Zeiten, als die Juden im eigenen Reiche das Leben der Orientalen lebten, die Frau nicht die Gefährtin, sondern fast die Leibeigene des Mannes war, deren er sich, wie Abraham der Hagar, beliebig entledigen konnte. Freilich gilt diese Ceremonie nicht vor dem staatlichen Rechte, aber die Staatsgesetze leuchten nicht hinein in die untere Schichte des galizischen Judenthums, wo die Überlieferungen und Anschauungen der Vorzeit noch mächtig herrschen, nach denen noch immer im Dämmer der Judengasse gelebt, geheiratet, geschieden und begraben wird.

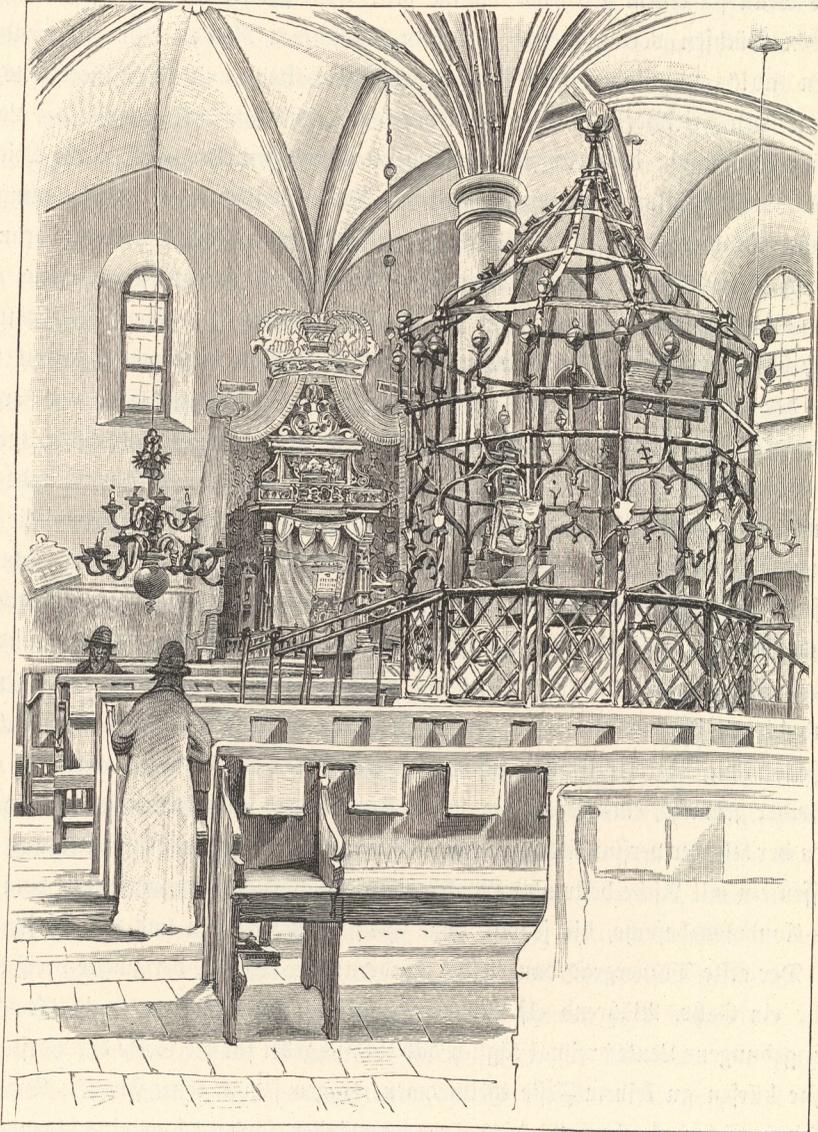
Da der junge Mann keinen Erwerb erlernt, keine Studien als die des Talmuds gemacht und in so frühem Stadium des Lebens noch wenig für den schweren Kampf ums Dasein vorbereitet ist, so wird im Vorhinein von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wie lange das junge Paar im Hause der einen, und wie lange im Hause der anderen beköstigt werden soll. Gewöhnlich bleiben die Neuvermählten ein oder zwei Jahre in voller Verpflegung bei den Eltern der Frau, dann ebensolange bei den Eltern des Mannes. Schließlich ist der Aufwand an Wohnung, Einrichtung und Kost nicht erheblich. In einen Winkel der Stube werden zwei Betten, zur Noth ein Bett und ein hölzernes Sofa,

eine Komode untergebracht und der Raum mittels baumwollener Gardinen abgetheilt. Der Eßtisch steht mitten im Zimmer und ist allen Insassen desselben ebenso gemeinschaftlich wie der Kochherd und der Backofen. Erhält die Familie einen Zuwachs, so wird an der Decke ein eiserner Haken befestigt, daran an vier Schnüren ein Korb gehängt, in welchem der Sprößling einquartiert wird. Ein wahres Vogelneest in minder guter Luft. Um solche, für Massenquartiere eingerichtete Zimmer läuft gewöhnlich oben eine Gallerie mit hölzerner Balustrade, darauf abermals, knapp unter der Decke, Schlafstellen, Tische, Sessel und Wiegen. Eine solche Wohnung, die an die Arche Noahs erinnert, kostet nicht viel; Beleuchtung und Beheizung sind gemeinschaftlich, wie das Elend ihrer Bewohner.

Blos am Freitag Abend erglänzt eine solche Stube im Lichterglanz. Es ist gescheuert und gepußt worden; jede Familie hat je zwei Kerzen angezündet; die Suppe dampft, die würzigen Fische senden ihr scharfes Aroma in alle Winkel; das Fläschchen Brantwein, der Kelch Meth harren des Segens und nothvergeffen und sorgenentlastet für die Dauer von 24 Stunden setzen sich die Familien der gemeinschaftlichen Stube zum heiteren Mahle, nachdem sie die ganze Woche unter schwerem Entbehren sich kaum satt gegessen. Dann singt man Sabbathhymnen, erzählt einander, so lange die Helle dauert, wunderbare Geschichten von Rabbis, welche Kranke geheilt, Krüppel hergestellt, böse Geister bezwungen, dem Höllenfürsten ein Opfer abgerungen und einen Einblick in die Herrlichkeit Gottes jenseits der Weltmauern gewonnen haben. Dann erlöschten nach und nach die Lichter, dann verglimmt der Sabbath selbst und der wochentägige Jammer peitscht diese armseligen Existenzen, wie bisher, durch die Irr- und Wirrwege des Lebens! Wie anders und glänzend sieht der Sabbath im Hause reicher Juden aus! Sämmtliche Zimmer werden festlich erhellt, der Tisch mit Silbergeschirr gedeckt, der Wein flimmert im Krystallpokal, die Frauen tragen Seide und Geschmeide, die Männer Atlas und Zobel und hinter diesem Glanze lauert keine Sorge um den kommenden Tag. Aber sonderbar, dem frommen Juden ist jeder Reid fremd; er nimmt alles als eine göttliche Vorbestimmung, gegen die sein Sinn sich nicht auflehnt, und schließlich ist ja nach seiner Lehre das Leben blos ein kurzes Sterben und nachher sind ja alle gleich!

In der That gibt es im Tode keinen Unterschied durch Stand und Reichthum. Die Ausstattung ist für jeden die gleiche. Keine goldglänzenden Säрге, keine Fahnen, keine Kränze, keine Musik, keine Equipagen und kein Schmaus. Kaum ist der letzte Seufzer verhaucht, so wird der Todte auf die bloße Diele gelegt, unter ihm einige Strohhalm, welche nach frommem Glauben den Körper wie spitze Lanzen stechen, denn je mehr er leidet, desto rascher gelangt die Seele ins Paradies. Zu Häupten der mit einem schwarzen Gewand bedeckten Leiche brennen drei Kerzen. Einige fromme Juden, die man deshalb Klausner nennt, weil sie ihr Leben in der Klausen zubringen, recitiren Psalmen und

Abschnitte aus der Mischna. Im Sterbehause und in allen anstoßenden Häusern wird der Wasservorrath weggeschüttet, weil der Todesengel sein giftiges Schwert in demselben abgespült haben könnte. Die Juden betrachten es als Sünde, die Leiche länger als



Aus der alten Synagoge in Krakau.

unbedingt nothwendig unbeerdigt zu lassen, so daß ein Mensch, der morgens noch lebte, oft schon am selben Abend im Grabe ruht. Die Leiche wird gewaschen und mit einem weißleinenen Gewand bekleidet; andere Kleider bekommt sie nicht — die verheirateten

Männer nur noch ihren Gebetmantel — auch keinen Sarg, denn nach dem Bibelspruche: „Aus Staub bist du, zum Staube kehrest du zurück“ soll der Körper unmittelbar in die Erde gebettet werden. Die Begleitung einer Leiche ist eine gottgefällige That, besonders wenn sie einem gelehrten Manne gilt. Dem prunklosen Zuge gehen Leute mit klappernden Büchsen voran, welche mit dem hebräischen Rufe: „Mosen wendet das Verderben ab!“ zu Gaben für fromme Brüderschaften und Wohlthätigkeitsvereine auffordern. Den Friedhof bezeichnen die Juden mit „Heiliger Ort“, „Halle des Lebens“, „Haus der Ewigkeit“; dort tragen die nächsten männlichen Verwandten die Leiche zur Gruft, während Psalmen hergesagt werden. Die Aroniden, die Abkömmlinge des priesterlichen Stammes, dürfen den Gottesacker nicht betreten, weil sie dadurch verunreinigt würden; sie bleiben daher außerhalb der Umfassungsmauer zurück. Gemeinsame Gräber gibt es bei den Israeliten nicht; auch der ärmste bekommt eine eigene Ruhestätte, und kein Grab bleibt ohne Gedenkstein, wenn auch das Geld hierzu zusammengebettelt werden muß. In der Gruft erhält die Leiche als Kopfpolster ein Säckchen mit Erde aus Jerusalem, damit sie auf heimatischer Erde ruhe, und Stäbchen in die Hände, damit sie, wenn der Weckruf ertönt, sich unterirdisch mit diesen Schaufeln nach dem heiligen Lande durcharbeite und dort auferstehe. Gegen Beschädigung durch Erdschollen werden die Augen mit kleinen Scherben bedeckt. Die nächsten Verwandten schaufeln die ersten Schollen in die Gruft; die Söhne verrichten ein Todtengebet. Im Sterbezimmer brennt durch sieben Tage und Nächte am Fenster ein Lämpchen, daneben steht ein Glas Wasser und hängt ein Leinwandlappen. Das Licht leuchtet der entschwundenen Seele; das Wasser und die Leinwand dienen ihr zur Reinigung, wenn sie in den ersten Tagen nach ihrer Scheidung gewohnheitsmäßig die alte Stätte besucht. Den nächsten Angehörigen wird ein Schnitt in die Kleider gemacht, eine Zeremonie, welche das bei den alten Hebräern üblich gewesene Zerreißen der Kleider versinnbildlichen soll; dann setzen sie sich ohne Fußbekleidung auf die Diele, essen ein mit Asche bestreutes Ei, lesen das Buch Hiob und empfangen vom dritten Tage ab Condolenzbesuche, die jedoch, ohne Gruß beim Kommen und Gehen, schweigend dasitzen. Der erste Trauergrad dauert (bei Kindern) eine Woche, der zweite dreißig Tage, der dritte ein Jahr. Während elf Monaten sprechen die Söhne oder in Ermanglung derselben gedungene Leute dreimal täglich das Kadischgebet für die Seele der Verstorbenen; die Söhne dürfen an keinem Feste theilnehmen, tragen jedoch keine Trauer. Die Frauen tragen keinen Schmuck, ebenfalls keine Trauergewänder, sondern bloß eine schwarze lange Schürze. Das erste Kind, das in der Familie geboren wird, erhält den Namen des Verstorbenen, dem das Fortleben seines Namens im Jenseits Freude bereiten soll.

Mit einem zweitägigen feierlichen Gottesdienste tritt der Jude in sein, in die Monate September oder October fallendes Neujahr ein. Schon einen Monat zuvor beginnen die

religiösen Übungen. Der Glaube der Juden geht dahin, daß im Himmel ein genaues Verzeichniß über ihre Sünden und ihre Verdienste geführt, daß an den Neujahrstagen die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage das Urtheil gefällt und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes der Spruch verkündet wird. In diesen schicksalschweren Tagen wird über Wohl und Weh, Leben und Tod entschieden, und da nach der Lehre durch Reue, Buße und Almosen ein böses Verhängniß beschworen werden kann, so läßt sich ermessen, was angesichts dieser Entscheidung in dieser Richtung geleistet wird. Die Vormittage werden ganz dem Gebete gewidmet, auch ein Theil der Nachmittage und die Abende. Am zweiten Tage, nach dem Nachmittagsgottesdienste, begibt sich die Gemeinde an das Ufer eines fließenden Wassers, verrichtet ein Gebet und versenkt bildlich die Sünden durch Umwenden der Taschen, in welchen sich einige Brotkrumen befinden.

Zwischen den Neujahrstagen und dem Versöhnungstage liegen sieben dem Gebete und der Buße geweihte Tage. Die Angst beherrscht alle Welt, und selbst aufgeklärtere Juden respectiren den anbrechenden großen Tag. Bekannte und Verwandte bringen einander unter lautem Weinen ihre Wünsche dar. Feinde reichen sich zu kurzer Versöhnung unter gegenseitiger Abbitte die Hände. Man vergibt sich alle im Laufe des Jahres erlittene Bosheit, Verleumdung und Verfolgung; man nimmt von einander Abschied, als ginge es in den Tod. Für sechsunddreißig Stunden sind die menschlichen Leidenschaften verabschiedet. Sämmtliche Geschäfte sind geschlossen, die Wohnungen leer, die Gotteshäuser gefüllt. Zahlreiche riesige Wachskerzen flammen vor der Bundeslade. Frauen in hellen Kleidern, Männer im Sterbekittel, Folianten und Betmantel unter dem Arm, eilen barfüßig in die mit Heu bestreute Synagoge, über deren Eingängen der Engel mit dem Schwerte droht. Wie die Brandung eines an seine Ufer schlagenden Meeres tönt das kräftige Geschrei der in diesen gewölbten Räumen versammelten, zerknirschten Beter, die mit der Faust die sündige Brust zerarbeiten und unter schwerem Seufzen und Ächzen die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Zuweilen erdröhnt vom Almemor, einer in der Mitte der Synagoge errichteten, für das Vorlesen der Thora bestimmten Estrade herab ein von kräftiger Hand mit einer kurzen Keule auf ein hartes Lederpolster geführter, donnerähnlicher Schlag, und plötzlich sind die rollenden Stimmen zum Schweigen gebracht; bloß einzelne schwerverhaltene Schmerzensschreie stören für Momente die eingetretene Stille, aus der die laute, weittragende Stimme des Vorbeters, der die gesammte Gemeinde andächtig lauscht, emporsteigt. Dann folgt der Chor und diesem wieder, in tausendstimmigem Aufschrei, die sich bäumende, wildbewegte, angsterfüllte, gnadeflehende Beterschaar. So wird bis in die späte Nacht gebetet und am frühen Morgen wieder begonnen. Manche bleiben bis dahin, die Nacht bei Psalmen und Gebeten durchwachend, im Gotteshause. Dies Fasten, Zammern, und Beten dauert bis zum nächsten Abend, wo dann beim

Aufsteigen der Sterne ein einziger, langgedehnter Posaemenschall das Ende des langen, martervollen Tages verkündet und die erschöpfte Menge, in einen letzten kräftigen Ruf „Gott ist einzig!“ ausbrechend und sich gegenseitig beglückwünschend, heimwallt, sündenrein und hoffnungsfreudig.

Fünf Tage darauf begeht man das neuntägige Laubhüttenfest, zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden während ihrer vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste. Alle Mahlzeiten dürfen nur in der geschmückten Laubhütte eingenommen werden und zur Erinnerung an das gelobte Land wird beim Morgengottesdienst ein Strauß aus Palmenzweigen, Myrthen und Cedern (Ethrogim) nach allen vier Weltgegenden geschüttelt. In das Laubhüttenfest fällt auch der große Hosianntag, an welchem das am Versöhnungstage gefaßte himmlische Urtheil endgiltig da oben verkündigt wird. Noch im letzten Momente wird die Gnade Jehovas stürmisch angerufen: „Hosianna! Hosianna! Hilf! Hilf!“ Der Schluß dieser Feiertage ist der Jubeltag der Thora, aus der man an diesem Tage das letzte Capitel verliest, um sofort mit der feierlichen Verlesung des ersten zum Anfang zurückzukehren. Die Jugend erhält Fähnchen, brennende Wachskerzen und rothwangige Äpfel; die Männer tanzen mit den geschmückten Thorarollen, singen, trinken und geben Freudenschläge ab.

Diesem Feiertage folgt zu Anfang des Winters das siebentägige Makkabäerfest — Chanuka — zur Erinnerung an die wunderbaren Siege der Makkabäer über die Syrier und die Einnahme der Burg von Jerusalem 141 v. Chr. Der entweichte Tempel soll nach dem erfochtenen Siege mittelst eines unveriegbaren Krügleins heiligen Oles wieder geweiht worden sein; daher dies Fest von den Juden das Einweihungsfest genannt wird. Am ersten Abend zündet man ein Lämpchen an, und an jedem folgenden Abend um eins mehr bis zu sieben.

Das nächste Erinnerungsfest ist der Purim oder das Hamansfest, zur Feier der angeblich durch Mardochai und Esther bewirkten Errettung der durch den Einfluß Hamans im ganzen persischen Reiche der Vernichtung geweihten Juden. Am Vortage wird gefastet, eingedenk des Fastens Esthers. Am Vorabend verliest man in der Synagoge die Erzählung von der beabsichtigten Ermordung der Juden, von dem sieghaften Eintreten des schönen Mädchens bei König Ahasver zu Gunsten ihres Stammes, von dem Widerruf der dem Minister erteilten Vollmacht, von der Begnadigung der Juden, der Erhöhung Mardochais und der Hinrichtung Hamans und seiner Söhne. Am Purimtage wird diese Erzählung wiederholt und die armen Gemeindeglieder werden beschenkt und gespeist. Auch die Wohlhabenden schicken sich gegenseitig kleine Geschenke, Süßigkeiten und Weine zu; Abends finden heitere Spiele und Festessen statt.

Ein wahrhaft poetisch angehauchtes Fest bilden die achttägigen Osterfeiertage, welche an der Wende zwischen dem starren Winter und dem knospenden Frühling

begangen werden, aber, wie die meisten jüdischen Feste, durch talmudische Gebote und Verbote streng umhegt und für die unbemittelten Classen sehr drückend gemacht wurden. Nach dem Wortlaute der Bibel soll Ostern ein bloßes Erinnerungsfest an den Auszug aus



Aus der kleinen Synagoge in der Wechslergasse zu Lemberg.

Ägypten und an die Befreiung aus vierhundertjähriger Knechtschaft sein, dadurch begangen, daß man statt des Brotes ungegohrene Kuchen — Mazzoth — esse, eingedenk dessen, daß die Juden auf ihrer Flucht keine Zeit hatten, den Teig gähren zu lassen und sich Galizien.

nur mit rasch gebackenen Kuchen versorgen konnten. Die Autoren des Talmuds haben, eines kalendarischen Zweifels wegen, die sieben auf acht Tage ausgedehnt, während welcher der Genuß aller mehlsaltigen und einer Gährung unterliegenden Nahrungsmittel, sowie der Gebrauch jener Gefäße, die sonst in Benützung stehen, untersagt und speciell für Ostern eine besondere Koch- und Speiseeinrichtung erforderlich ist. Ja, es müssen alle vorräthigen Nahrungs- und Genußmittel, die nicht den Ostergesetzen entsprechen, wenn auch nur zum Scheine, mittels vorgeschriebenen Vertrages, bei sonstiger Ungenießbarkeit nach Ostern, an einen Andersgläubigen verkauft und am Rüsttage vor Ostern sämtliche Räume und Behälter durchsucht werden, ob sich nicht Brodkrumen vorfinden, die dann verbrannt werden. Infolge dieser rigorosen Verordnung muß ein frommer Jude, mag er noch so arm sein, viererlei Speise- und Kochgeschirre besitzen: zweierlei zu Fleischspeisen für gewöhnliche Zeiten und separat für Ostern, dann zweierlei zu Milchspeisen für gewöhnlich und für Ostern. Diese Ausgaben und die theurere Osterkost kann der Ärmere nur mit Hilfe der Wohlhabenden bestreiten. Es gibt auch Fonds dafür; in größeren Städten helfen die jüdischen Volksküchen nach.

Die Vorbereitungen zum Feste werden schon wochenlang zuvor getroffen. Man bäckt Osterbrode (Mazzoth), man zieht Wein aus Rosinen, man braut Meth, füttert Geflügel, tümcht die rußigen Zimmer, scheuert die lang verwahrlosten Dielen, putzt die den Winter über verklebten, luftscheuen Fenster, lüftet die Betten, wäscht, reibt und hobelt Tische, Bänke und Schränke, bringt neue Töpfe, Teller und Gläser ins Haus, das mit Hilfe von Kelle und Bürste verjüngt wird. Der Arme thut sein Bestes; der Reiche holt sein Gold- und Silbergeräthe, die kostbaren Vasen, das sorgfältig bewahrte Krystallglas und die Seidengewänder hervor; gilt es doch den königlichen Gast würdig zu empfangen, der im Frühlingsglanz herannaht. Heller Lichterglanz übergießt jeden Winkel der Wohnungen, heiterer Friede zieht auch ins sorgenschwerste Gemüth — gibt es doch auch in der ärmsten Hütte Nahrung für acht Tage, und soll doch die Befreiung aus einem noch schwereren und härteren Leben gefeiert werden!

Auf schneeig gedeckter Tafel harren weingefüllte Pocale und die vor jeder unzeitigen Berührung sorgsam verdeckten Mazzoths des Segens des Hausherrn, den der festlich herausgeputzte weibliche Theil der Familie erwartet, um ihn mit einem hellen „Gut Zomtow!“ — fröhliche Feiertage — zu begrüßen. Langsam, feierlich, mit einer Synagogalmelodie auf den Lippen, kehrt der Hausvater aus dem Gotteshaus zurück, zufrieden lächelnd beim Anblick der freundlichen Stube, des sauber gedeckten Tisches, des blinkenden Weines und der gepudgten Frauengestalten. Prüfend umkreist er die Tafel, ob auch nichts vergessen wurde von all den vorgeschriebenen Sachen: der Weinkelch für den Propheten Elias, der ungesehen in jeder Osternacht erscheint und vom Weine nippt; das gebratene Ei und der

gebratene Huhnflügel, welche das ehemalige Passahopfer vertreten; die bitteren Kräuter, die an das bittere Sklavenleben in Mizraim erinnern, die aus gestampften Äpfeln, Rüffen und Wein zubereiteten, lehmartigen Charos, welche an die Ziegelfrohne der Juden in Egypten mahnen sollen; die Schale mit Salzwasser, als Symbol des von den Juden auf ihrem Auszuge aus Mizraim trockenen Fußes durchschrittenen Meeres und endlich die drei auf blanker Platte unter seidener Decke ruhenden mit Israel-Levi-Kohan bezeichneten Mazzoths zur Erinnerung an die drei angeblich noch existirenden Stämme: Israeliten, Leviten, Aroniten. Dann zieht der Hausvater den weißen Kittel an, um auch heute an die Vergänglichkeit erinnert zu werden, und besteigt mit königlicher Miene den erhöhten Sitz an der oberen Seite des Tisches auf einem mit Polstern belegten Sopha, welches einen Thron darstellen soll; denn am Ofterabend dünkt sich jeder Jude in seinem Hause ein König. In gehobener Stimmung beginnt die feierliche Handlung, nachdem das Oberhaupt den Segen über den Wein gesprochen. Auf die Frage des jüngsten Gliedes der Familie: „was eigentlich dieser Abend mit seinen außerordentlichen Zurüstungen bedeute?“ beginnt die Erzählung von der harten Sklaverei der Israeliten in Egypten, vom Eintreten der Brüder Moses und Aron für ihre Befreiung, von den Wundern, die sie verrichteten, von den Heimfuchungen Pharaos, von dem Auszuge aus dem Lande der Knechtschaft, dem Übergange über das Rother Meer, das sich zu beiden Seiten staute, um dem Volke Israel trockenen Durchzug zu gestatten, und von der Vernichtung der nachfolgenden Mizraiten. Die Erzählung zerfällt in zwei Theile; zwischen dem einen und dem andern wird das traditionelle Nachtmahl eingenommen. Der zweite Theil der Darstellung schließt mit dem eigenartigen Poem der göttlichen Vergeltung: Die Kaze fraß das Lämmchen — der Hund die Kaze — der Stoch erschlug den Hund — das Feuer verzehrte den Stoch — das Wasser das Feuer — der Dchs sog das Wasser aus — der Schlächter schlachtete den Dchsen — der Todesengel tödtete den Schlächter — „da kam Gott und tödtete den Todesengel, der den Schlächter tödtete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stoch verbrannte, der den Hund erschlug, der die Kaze zerbiß, die das Lämmchen fraß“.

Neunundvierzig Tage nach dem ersten Ostertag, die in den Synagogen allabendlich laut gezählt und verkündet werden, findet das zweitägige Wochenfest oder Pfingsten statt; das Fest der Offenbarung auf dem Berge Sinai, wo Jehova seinem Knechte Moses, zwischen Wolken, Blitz und Donner, die zehn Gebote, die Grundlage menschlicher Satzungen und die Anfänge der Civilisation, offenbarte. Synagoge und Wohnung werden mit Laub und Blumen geschmückt und der sprießende Sommer gießt über Natur und Menschen seine heitersten Tinten.

Eine trübe Gedächtnißfeier gegen Ende des Jahres ist jene der Tempelzerstörung. (70 n. Chr.). Mit Beginn des Monats Ab enthalten sich die Juden des Fleischgenusses;

die Frauen legen ihr Geschmeide ab; es wird keine Hochzeit gefeiert, kein Fest begangen, kein neues Gewand angelegt und der neunte Tag des Monats, das ist der eigentliche Tag, an welchem der Tempel, die Herrlichkeit und die nationale Selbständigkeit der Juden wohl für immer zerstört wurden, unter Fasten, Trauern und Beten der auf der Erde kauenden Gemeinde verbracht.

Dies ist das Leben der Juden in Galizien mit ihren Leiden und Freuden, ihrem Glauben und Aberglauben, ihren Bräuchen und Mißbräuchen; das Leben der bigotten Durchschnittsmenschen, gleichweit entfernt von jenen Exaltados, die wie die Derwische in Verzückungen gerathen, beim Gebete sich die Glieder verrenken und zwischen Fasten und Büßungen hinwelfen, ohne in Gottes schöner Welt je eine Blume zu pflücken, wie von jenen Indifferenten, die nur noch lose an dem ererbten Glauben hängend, sich ihren christlichen Mitbürgern zu assimiliren suchen. Unserem Juden begegnet man zu hundertaufenden in allen Theilen Galiziens, an den Ufern der Weichsel und des Dniestr, auf den Höhen der Karpathen, sowie in den Ebenen Podoliens, wie er wohl auch noch nach Jahrhunderten angetroffen werden dürfte; denn das ist eben das Charakteristische dieses Volkes, daß es mit zäher Ausdauer unentwegt an den Überlieferungen der Vorfahren festhält, die ihm heiliger sind, je älter sie geworden!

### Die polnischen Mundarten.

Die polnische Sprache Galiziens umfaßt einen Theil jenes großen Sprachgebietes, das seit vorgeschichtlichen Zeiten ungefähr in derselben Begrenzung und Umgebung lag wie heute, nur daß im Norden und Westen im Laufe der Jahrhunderte die pommerisch-slavischen und preußischen Nachbarn zum Theile oder auch ganz durch die Deutschen ersetzt wurden. Mit ihren bezeichnendsten Merkmalen (dem eigenartigen Rhinesmus und der Aussprache *ë* als *ia*, *ie*) tritt die Sprache fertig und ausgebildet in das geschichtliche Leben ein, dessen älteste schriftliche Zeugnisse in das XIV. Jahrhundert fallen. Bis vor kurzem galt allgemein der in den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts im Stifte zu St. Florian in Oberösterreich entdeckte sogenannte Margarethen-Psalter als das älteste geschriebene Denkmal der polnischen Sprache. Die Bedürfnisse des Staates, der allerdings auf mittelalterlich-lateinischer Grundlage ruhte, riefen bald auch die polnische Übersetzung der hauptsächlichsten Denkmäler des öffentlichen und Privatrechtes hervor. Das bedeutendste derartige, auch sprachlich sehr wichtige Denkmal, ist die von Świętosław z Wojcieszyna und Maciej z Rozana aus dem Jahre 1449 herrührende Leistung, deren Original sich gegenwärtig im Krakauer Museum befindet (Codex Wislicki). Die Schriftart und Schreibweise der handschriftlichen Texte ging in der ältesten Zeit ganz unverändert auch